

Gastkolumne

Was wirklich zählt beim Vertrag mit der EU

Das EU-Rahmenabkommen soll vor dem Volk bestehen? Dann braucht es neben dem Lohnschutz noch zwei weitere rote Linien



Paul Widmer

Der Bundesrat hat gesagt, er werde mit der EU ein Rahmenabkommen nur dann abschliessen, wenn gewisse rote Linien respektiert würden. Das ist eine klare Sprache. Wer rote Linien zieht, sagt von Anbeginn: Gewisse Dinge sind nicht verhandelbar. Man nimmt folglich auch ein Scheitern in Kauf. Denn zurückkrebsen kann man nicht. Sonst verliert man sein Gesicht - siehe Obama mit seinen roten Linien in Syrien.

Welche roten Linien hat der Bundesrat gezogen? Vor allem eine: den unangetasteten Bestand der flankierenden Massnahmen zum Lohnschutz. Diese werden zu einer Frage von Sein oder Nichtsein hochgeredet. Sind sie das wirklich? Nüchtern betrachtet erfassen sie nur einen kleineren Bereich unserer Volkswirtschaft, vornehmlich das Baugewerbe. Dort haben sie ihre Bedeutung. Aber welchen staatlichen Schutz bekamen unsere Textilindustrie, unsere Bekleidungsindustrie oder Teile der Maschinenindustrie, als sie gegen den rauen Wind der Globalisierung ankämpfen mussten? Keinen. Ganze Zweige, die international nicht mehr konkurrenzfähig waren, brachen weg.

Ich habe nichts dagegen, dass der Bundesrat die flankierenden Massnahmen zur roten Linie erklärt. Das passt zwar nicht in eine liberale Wirtschaftsordnung. Und wahr-

scheinlich gäbe es auch noch einigen Spielraum für Verhandlungen. Aber das Vorgehen ist innenpolitisch nötig. Die oberste Landesbehörde weiss, dass ein Rahmenabkommen ohne die Unterstützung der Linken beim Volk keine Chancen hätte.

Etwas anderes jedoch stört mich. Wenn die Linke pfeift, pariert der Bundesrat. Flugs stellt er deren Forderung auf den Sockel des Unentbehrlichen. Anders verhält er sich, wenn die Forderungen aus dem bürgerlichen Lager kommen. Er bleibt vage. Dabei wären zwei andere rote Linien ungleich wichtiger. Sie betreffen nicht nur ein Segment unserer Gesellschaft. Sie betreffen uns alle, sie betreffen die Existenz unseres Staates. Worum geht es?

Die Schweiz muss sich in einem Rahmenabkommen verpflichten, zukünftig in neuen Verträgen das EU-Recht dynamisch zu übernehmen. Das soll auch für fünf wichtige Verträge wie die Personenfreizügigkeit aus den Bilateralen I gelten. Das geht weit. Kann die Schweiz dieses Risiko eingehen? Ja - aber nur, wenn zwei Bedingungen gewährleistet sind: Erstens muss Brüssel akzeptieren, dass die Schweiz das EU-Recht unter Wahrung ihrer direktdemokratischen Tradition übernimmt. Das heisst, das Volk hat, wenn es in einem Referendum danach verlangt, auch bei der Rechtsübernahme das letzte Wort. Es kann eine neue Bestimmung ablehnen. Dann kommt es zu einem Opting-out. Ist die EU nicht bereit, diese Vorbedingung vollumfänglich anzunehmen, darf der Bundesrat kein Rahmenabkommen schliessen. Wir dürfen nicht unseren von unten aufgebauten Staat für eine von oben diktierte Rechtsübernahme aufgeben.

Die zweite rote Linie besteht in den Kompetenzen des Schiedsgerichts. Entscheidet



Wenn die Linke pfeift, pariert der Bundesrat. Flugs stellt er deren Forderung auf den Sockel des Unentbehrlichen.

sich die Schweiz für ein Opting-out, darf die EU Ausgleichsmassnahmen ergreifen. Aber angemessene. Die Verweigerung der Äquivalenz für die Zürcher Börse bekäme, nebenbei gesagt, sicher nicht dieses Prädikat. Über die Angemessenheit würde ein Schiedsgericht entscheiden. In den allermeisten Streitfällen dürfte es um EU-Recht gehen. Dann muss es die Ansicht des EU-Gerichtshofs einholen. Dieser wird in einem Gutachten dazu Stellung nehmen. Welchen Stellenwert hat dieses?

Hier liegt die zweite Knacknuss. Bisher bestand das EU-Gericht darauf, dass seine Gutachten rechtlich bindende Vorabentscheide seien. Gälte der bindende Charakter auch im vorgeschlagenen Verfahren zur Streitbeilegung, wären dem Schiedsgericht die Hände gebunden. Es müsste sich ans Gutachten halten. Für uns ist klar: Das Schiedsgericht muss, auch wenn der EU-Gerichtshof ein Gutachten abgibt, unabhängig entscheiden können. Sonst ist es kein Schiedsgericht.

Das also sind die beiden anderen roten Linien, die der Bundesrat ebenfalls schon im Voraus ziehen sollte:

- Kein Rahmenabkommen, wenn das Volk bei der Rechtsübernahme nicht das letzte Wort hat;
- Kein Rahmenabkommen, wenn das Schiedsgericht bei den Ausgleichsmassnahmen nicht völlig unabhängig entscheiden kann.

Dazu sollte sich der Bundesrat klipp und klar äussern. Trägt ein Rahmenabkommen mit der EU diesen Anliegen nicht Rechnung, bricht man die Übung besser ab.

Paul Widmer ist Alt-Botschafter und lehrt heute an der Universität St. Gallen.



Medienkritik

Studie kurzerhand umfrisiert



Ronnie Grob

Zum Geldspielgesetz, über das wir am 10. Juni abstimmen, gehen die Meinungen auseinander: Die österreichische Vereinigung für Wetten und Glücksspiel (OVWG) etwa spricht sich auf ihrer Website «klar gegen Netzsperrungen jeglicher Art aus!» Der «Sonntags-Blick» dagegen schrieb: «Die OVWG fordert ausdrücklich Netzsperrungen für sämtliche Firmen, die keine Spielbefugnis im Lande haben.»

Was denn nun? Wer im Netz nach den im «Sonntags-Blick» verwendeten Zitaten sucht, findet sie wieder in einer Studie, die von einer Consultingfirma im Auftrag der OVWG verfasst wurde. Es handle sich dabei, so steht es auf der OVWG-Website, «um eine unabhängige Studie, wobei die OVWG nicht alle Positionen vollinhaltlich teilt». Der «Sonntags-Blick» aber hat das, was in der Studie steht, kurzerhand zur Position der Vereinigung gemacht.

Marcel Odermatt, der Autor des Artikels, schreibt von einer «Vernehmlassungsschrift» der OVWG. Auf die Frage, welches Dokument denn nun überhaupt in welchen Gesetzgebungsprozess eingereicht worden sei, erhalte ich aber weder von der OVWG noch vom «Sonntags-Blick» eine Antwort. Dass die Vereinigung für ihre eigenen Interessen lobbyiert, ist natürlich anzunehmen. Auch Glücksspiel-Firmen ausserhalb der Schweiz sind dazu bereit, vielerlei Konzessionen einzugehen, um die eigenen Erträge zu sichern.

Diese Woche teilten Geldspielgesetzbefürworter aus der SP wie Jacqueline Badran und Jean Christophe Schwaab den Artikel zustimmend auf Twitter. FDP-Ständerat Damian Müller liess sich darin gar zitieren: «Dieser Fall zeigt, dass die Gegner falsch spielen.» Ich meine, dieser Fall zeigt vielmehr, dass Details wie ein freies Internet oder eine saubere Berichterstattung völlig unwichtig werden, wenn denn die eigenen Einkünfte oder die eigenen Meinungen gefährdet sind.

Ronnie Grob ist Redaktor beim «Schweizer Monat». (ronniegrob@gmail.com)

49 Prozent

Die Männer lieben am Krieg die Klarheit



Patrick Imhasly

Der Krieg ist ein brutales, tödliches Spiel, aber ein Spiel; das beste, das es gibt. Und Männer lieben Spiele», sagt William Broyles. Morgen Montag begehen die Amerikaner ihren alljährlichen Memorial Day und gedenken dabei all jener Menschen, die für ihr Vaterland im Krieg gefallen sind. Man sollte diesen Tag zum Anlass nehmen, jenen legendären Essay noch einmal zu lesen, in dem der Vietnamveteran und Drehbuchautor William Broyles vor dreissig Jahren im Männermagazin «Esquire» beschrieben hat, warum das Führen von Kriegen den Männern gleichsam im Blut liegt.

Es ist ein quälend ehrlicher und verstörender Text, der bis heute nichts von seiner

Dringlichkeit eingebüsst hat. Broyles meint nicht die naheliegenden Gründe, die erklären, warum Männer gerne in den Krieg ziehen. Nicht die kopflose Seligkeit des Märtyrertums, mit der sich Kämpfer der Taliban in Afghanistan auf Wochenmärkten selbst in die Luft jagen; nicht die Sucht jener Junkies, die sich am Rausch der Macht über das Leben anderer bestimmen zu können, ergötzen. Und auch nicht die perverse Nostalgie jener Männer fortgeschrittenen Alters, die nie im Krieg waren, aber davon träumen, wie es gewesen wäre, eine solche klassische Männererfahrung einmal gemacht zu haben.

Zu einem guten Teil sei die Liebe der Männer zum Krieg in der Intensität der dort gemachten Erfahrungen begründet, sagt Broyles, der unter anderem das Drehbuch zum Film «Apollo 13» geschrieben hat. «Der Krieg stoppt die Zeit, intensiviert Erfahrungen bis zum Punkt einer furchtbaren Ekstase.» Er ersetze die schwierigen Grauzonen des täglichen Lebens durch eine schauerliche und zugleich gelassene Klarheit. Im Krieg weiss man, wer Freund und Feind ist, und wie man mit beiden umzugehen hat. Laut Broyles stellt der Krieg die

einzig utopische Erfahrung dar, welche die meisten von uns jemals im Leben machen können. «Individuelle Besitztümer und Vorteile zählen nichts mehr: Die Gruppe ist alles.» Der Krieg ist die Verkörperung der brüderlichen Liebe.

Das wirklich Angsterregende aber sei, so der einstige Zugkommandant bei den Marines, dass der Krieg für viele Männer die einzige Möglichkeit darstelle, mit den mystischen Seiten ihrer Seele in Kontakt zu treten. «Im Krieg kommen die Männer auf eine schreckliche Art jener Erfahrung am nächsten, die Frauen bei der Geburt eines Kindes machen: Er ist eine Einführung in die Macht von Leben und Tod. Es ist, als würde man eine Ecke des Universums hochheben und schauen, was sich darunter befindet.» Broyles verherrlicht den Krieg nicht, vielmehr ist er schockiert von der Faszination, die er seiner Meinung nach auf Männer ausübt.

Für meine Generation, die in Mitteleuropa von der Gnade einer historisch ungewöhnlich langen Friedensphase profitiert und den Krieg nicht am eigenen Leib erfahren hat, mag das alles absurd tönen. Und doch hat das Erleben einer Ausnahmesituation auch



Jetzt - nach der Lektüre von Broyles Essay - bin ich zutiefst verunsichert.

in Friedenszeiten einen bizarr anmutenden Reiz. Das ist mir kürzlich bewusst geworden, als ich zufällig Zeuge eines Unfalls wurde, bei dem ein alter Mann aus dem Tram fiel, fast unter die Räder geriet und dabei eine klaffende Wunde am Kopf erlitt. Ihm zu Hilfe zu eilen, hat mich keine Überwindung gekostet. Es ist wie von selbst geschehen und hat in mir ein betörendes Gefühl von Klarheit und innerer Ruhe ausgelöst. Jetzt - nach der Lektüre von Broyles Essay - bin ich zutiefst verunsichert darüber, ob ich auf meine Reaktion stolz oder darob eher irritiert sein sollte.

Sind solche Verhaltensweisen spezifisch männlich, reagieren Frauen grundsätzlich anders, wenn die Welt aus den Fugen gerät? Souveräner? Oder vielleicht doch aufgeregter? Ich weiss es nicht. Und ehrlich gesagt möchte ich es auch nicht herausfinden. Dieser Tage hat die schwedische Regierung eine Broschüre veröffentlicht, mit der sie ihre Bürger auf Kriege und Krisen vorbereiten will. Ich hoffe, das ist kein schlechtes Omen.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».